

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 40 (1960-1961)
Heft: 6

Buchbesprechung: Bücher

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BÜCHER

DEUTSCHE LITERATUR

Allmählich schließen sich die Lücken, die Krieg und Nachkrieg in den Bibliotheken geschlagen haben. Die deutsche Literatur war am ärgsten betroffen: nicht unmittelbar durch Vernichtung allein, auch durch den Stillstand mancher Verlegerinitiative oder durch den Tod qualifizierter Mitarbeiter. In einem der hier anzuseigenden Bücher lesen wir: «Plan und Auswahl von Erich Loewenthal (1895—1944 Auschwitz)» und an anderer Stelle des gleichen Bandes: «Das Manuskript... ging im Kriege verloren. Für einige Beiträge... mußten wir uns mit der geretteten ersten Fahnenkorrektur... behelfen.» Auch Namen und Nachrichten solcher Art gehören zum Thema des noch ungeschriebenen Berichtes über das Schicksal der Bücher.

Die Lücken schließen sich jedoch rascher, als 1945 zu erwarten gewesen wäre, und zum Glück hat auch die ältere und älteste deutsche Literatur Anteil an der allgemeinen Erholung. Der inhaltlich wie drucktechnisch gleich gut gelungene Band *Deutsche geistliche Dichtung aus tausend Jahren*, herausgegeben von Friedhelm Kemp, hebt mit dem Elsässer Mönch Otfried im 9. Jahrhundert an und reicht bis zu Oskar Loerke, Else Lasker-Schüler und Robert Walser¹. «Um der größeren Geschlossenheit willen und aus Gründen einer höheren Schicklichkeit wurde auf die Aufnahme lebender Dichter verzichtet.» Daß diesem Prinzip die religiöse Lyrik R. A. Schröders zum Opfer fallen mußte, wird mancher Leser bedauern. Er wird indessen entschädigt durch den sonstigen Reichtum der Sammlung, die saubere Textwiedergabe (meist ohne Kürzungen), den Kommentar und das gute Nachwort Kemps, vor allem aber durch einige echte Funde, die in keiner vergleichbaren Sammlung anzutreffen sind: Gedichte von Johann Khuen, Knorr von Rosenroth,

Laurentius von Schnüffis, nach den schwer zugänglichen Originalen wiedergegeben. Der Nachdruck der Sammlung liegt auf dem Barock; doch fehlen die bekannten geistlichen Dichtungen anderer Epochen nicht. So ist etwa der Hymnus des Rhabanus Maurus «Veni creator spiritus» nach einer glücklichen Verdeutschung des 15. Jahrhunderts zu finden, wie denn die Sammlung überhaupt genaue Sachkenntnis und viel guten Geschmack zeigt. Der naheliegenden Gefahr der Erbäulichkeit ist Kemp stets entgangen.

«Ter man einer stuntwilo zergat / also skiero do diu brawa zesamine geslat», heißt es in der noch ungefügten, doch klangvollen Sprache unserer Ahnen im 11. Jahrhundert: Der Mensch vergeht im Nu — so schnell, wie das Augenlid zusammenschlägt. «Memento mori» ist *ein* — bei weitem nicht das einzige — Thema der geistlichen Lyrik. Die gleiche Mahnung spricht aus der Sammlung *Unsterblicher Genius — Deutsche Dichter im Gedenken ihrer Freunde*, die Paul Schneider besorgt hat: Gedenkworte auf große Tote von Lessing bis zu Benn und Brecht². Auch hier schwer erreichbare Stücke (z. B. Castenobles Rede auf Raimund) neben Bekanntem (so Rychner über Borchardt oder Thomas Mann); auch hier Besinnung auf das Geheimnis, welches den Tod umgibt. «Halte das Bild der Würdigen fest!» steht über der Sammlung als Mahnung an die Lebenden. Und ihr Wort gibt den Toten jene Unsterblichkeit, die Ruhm genannt wird.

Gesellschaftsentwicklung und Literaturkritik

Doch Erinnerung bedeutet nicht in jedem Falle Wohlwollen. «Überaus verführerisch... und überaus gefährlich ist die Gesamtwertung Lessings, wie sie der junge Friedrich Schlegel etwa sechzehn Jahre nach Lessings Tod vor-

zunehmen beliebte», schreibt *Hans Mayer* in seinem Essayband *Von Lessing bis Thomas Mann*, der also den gleichen Zeitraum umfaßt wie die eben genannte Textsammlung³. Wir haben an dieser Stelle wiederholt auf die ungemein klugen, oft Widerspruch weckenden, doch niemals gleichgültigen Studien des Leipziger Literarhistorikers hingewiesen (vgl. *Schweizer Monatshefte*, Mai 1958, S. 146f.; August 1957, S. 427f.; Mai 1956, S. 141f.). Diesmal heißt sein Thema «Wandlungen der bürgerlichen Literatur in Deutschland», was bei dem universal gebildeten und komparatistisch geschulten Kritiker zwar eine Einschränkung des Stoffes, nicht aber der Gesichtspunkte bedeutet. Denn auch wenn Mayer spezifisch deutsche Probleme behandelt, bildet die europäische Literatur in Ost und West für ihn stets den Vergleichsmaßstab. Ausgehend von einer Bemerkung Heinrich Manns über die deutsche Romantik («Zauberhörchen, altdeutsche Maskierung, künstliche Verzückung, ein grundloser Tiefsinn, wer soll das fortsetzen. Diese Dichter schreiben wie die letzten Menschen»), kommt Mayer zu der Frage nach der Ursache des Unterschiedes zwischen deutscher und außerdeutscher Romantik. Sie kann nach seiner Meinung «nur in Besonderheiten der gesellschaftlichen Entwicklung in Deutschland gefunden werden. Sie hängt mit der Entwicklung des deutschen Bürgertums zusammen...». Das Bürgertum schuf den Realismus, die Aufklärung, die moderne Naturwissenschaft; die Romantik habe sich bewußt gegen diese «Außenwelt» gewandt und eine neue «Innenwelt» postuliert, welche bis zu Rilkes «Weltinnenraum» und bis zu Benn fortwirke. So ist etwa «die gesellschaftliche Position... Hardenbergs gegenbürgerlich, aristokratisch. Die Änderung ist total gemeint: Zurücknahme... der bürgerlichen Emanzipation.» So lautet — hier stark vereinfacht — Mayers These, die an vierzehn Einzelfällen exemplifiziert wird: folgerichtig, scharfsinnig, reich an Abstufungen und nirgendwo langweilig, weil der Verfasser nicht nur glänzend zu formulieren versteht, sondern auch frei ist von der nationalen Untugend, hintergründig zu werden, wo kein Anlaß dazu besteht.

Dennoch erheben sich gegen Mayers Grundpositionen Bedenken (und entsprechend gegen die Anwendung der These im einzelnen). Stärke wie Schwäche des Buches liegt in der Verabsolutierung der Positionen, in der allzu folgerichtigen Anwendung des Schemas, das doch nur eines unter vielen möglichen ist. Die Vielfalt und Vieldeutigkeit der geistigen Erscheinungen vom frühen 18. Jahrhundert (Schnabels Romane) bis zur Gegenwart (Thomas Manns «Dr. Faustus») läßt sich doch keineswegs «nur» aus der besonderen Gesellschaftsentwicklung in Deutschland erklären. Es muß hier genügen, auf eine interessante Gegenüberstellung der *Deutschen und englischen Romantik* durch den Edinburger Germanisten *Eudo C. Mason* zu verweisen, der mit jener Nüchternheit, welche den Briten eigen zu sein pflegt, auch andere Gesichtspunkte zur Diskussion stellt⁴. Etwa diesen: Die Romantiker bilden «nicht nur den Abschluß der großen Blütezeit *deutscher* Dichtung, sondern auch den *Anfang* der europäischen Dekadenz, sofern man diese nicht schon mit *Werther*, als dem ersten Dekadenten, anfangen lassen will». Dies wird in Deutschland gern übersehen, weil man sich — in guter wie in böser Meinung — lieber an die altdeutsche Maskerade oder an die penetrant reaktionäre Gesinnung vieler Romantiker hält. Die anderen Gesichtspunkte verdienen jedoch Beachtung. Denn «durch die französische Romantik, die bald in die französische Dekadenz übergeht, vermittelt», so fährt Mason fort, «breitet sich die Dekadenz über ganz Europa aus». Mag sich also die deutsche Romantik noch so «gegenbürgerlich» gebärdet haben — in ihrer *Wirkung* gehört sie zu den zukunftsweisenden Kräften, wenn auch wider ihre eigenen Absichten.

Von Grimmelshausen bis zur Geniebewegung

In seinem trefflichen Aufsatz über die Romane J. G. Schnabels stellt Mayer fest, Grimmelshausens «Simplicissimus» sei ein «Erziehungs- und Bildungsroman, der immer wieder um die Auseinandersetzung zwischen Kontemplation und Praxis kreist». Anderer Meinung ist Grimmelshausens jüngster Herausgeber *Alfred Kelletat*, dem wir eine sorgfältig

redigierte und gedruckte Ausgabe der elf so genannten *Simplicianischen Schriften* verdanken⁵. Der Held sei «derselbe am Anfang wie am Ende seines Weges»; Episoden, Anekdoten, Schwänke, Schnurren seien unerschöpflich gereiht, Episoden und Kalendergeschichten «das eigentliche Element dieser Kompositionsweise». Dennoch spricht Kelle-tat bald darauf von einer zyklischen Komposition, zu der neben dem «Simplicissimus» als Grundwerk die «Courasche», der «Springinsfeld» und die beiden Teile des «Vogelnestes» gehören. Der Leser wird in diesem Falle den Kundigen gern die Last des Beweises für ihre Auffassung überlassen und sich der herzerquickenden Fabulierkunst des großen Grimmelshausen freuen: fest davon überzeugt, daß die Reihung künstlerischen Gesetzen gehorcht und neben den Bildern einer wüsten Welt die innere Geschichte eines Menschen darstellt, allerdings mehr im «Simplicissimus» selbst als im Rankenwerk der «Simpliciana». Diese Schriften hat Kelle-tat nach den kritischen Ausgaben gedruckt, in vertretbaren Grenzen modernisiert und ausgezeichnet erläutert, so daß sie für jeden-mann mühelos lesbar sind, ohne ihr ursprüngliches Aroma im geringsten einzubüßen. Vorzüglich sind die Illustrationen nach der ersten Gesamtausgabe von 1683/84 wiedergegeben: ein höchst reizvoller Buch-schmuck.

Ebenso erfreulich stellt sich der Neu-druck der wesentlichen *Kritischen Schriften* des *Sturm* und *Drang* in der Auswahl von Erich Loewenthal dar⁶. Neben leichter zugänglichen Schriften Hamanns, Herders und Goethes enthält der Band den 14., 18. und 20. «Brief über die Merkwürdigkeiten der Literatur» von Gerstenberg, Lenz' «Anmerkungen übers Theater», das wichtige 28. Kapitel von Sébastien Mercier's «Neuem Versuch über die Schauspielkunst» in der Über-setzung von H. L. Wagner, des Malers Müller «Gedanken über Errichtung eines deut-schen Nationaltheaters», die Vorrede Hein-ses zu seiner Petron-Übersetzung, F. L. zu Stolbergs Aufsatz «Über die Fülle des Her-zens», Bürgers Essay «Aus Daniel Wunder-lichs Buch» und einige Stellen aus Lavaters «Physiognomischen Fragmenten» — also et-

wa das, was der Leser braucht, um sich mit den theoretischen Grundlagen der Geniebe wegung vertraut zu machen. Der Band ist von *Lambert Schneider* und *Waltraut Schleu-ning* gut kommentiert; ein Namenregister ent-hebt den Leser von der Benutzung weiterer Nachschlagewerke.

Literarische Fehden

Ähnliche Ziele verfolgt ein weit umfangrei-ches und nach streng wissenschaftlichen Kriterien veranstaltetes Quellenwerk in vier Teilen; bisher sind die Bände II bis IV er-schienen, von denen uns der III. zur Rezen-sion vorliegt. Das Gesamtwerk trägt den Titel *Ein Jahrhundert deutscher Literaturkritik (1750—1850) — Ein Lesebuch und Studien-werk*; Band III ist dem *Aufstieg zur Klassik in der Kritik der Zeit* gewidmet und enthält «die wesentlichen und die umstrittenen Rezensio-nen aus der periodischen Literatur von 1750 bis 1795, begleitet von den Stimmen der Umwelt⁷». In entsagungsvoller Arbeit hat der verdienstvolle Herausgeber *Oscar Fambach* die Quellen, die heute nur mit großer Mühe oder überhaupt nicht erreichbar sind, diplomatisch genau abgedruckt (einschließ-lich der originalen Seitenzahlen, Fußnoten usw.), sie durch briefliche Äußerungen er-gänzt und die schwer verständlichen Anspie-lungen, Titel, Zitate usw. mit einer Sorgfalt kommentiert, wie sie unter neueren Philolo-gen selten geworden ist. So liegt ein Stan-dardwerk vor, dem wir nichts Vergleichbares an die Seite zu stellen wüßten.

Der III. Band besteht aus achtzehn Kapi-teln, in denen jeweils ein kritischer Waffen-gang der Zeit rekonstruiert ist. Zur Verdeut-lichung der Methode Fambachs wählen wir ein Beispiel. In den «Göttingischen gelehrten Anzeigen» erschien 1780 ein Bericht über das von Lichtenberg herausgegebene «Magazin der Wissenschaften und Litteratur»; der un-genannte Verfasser war der angesehene Phi-loologe C. G. Heyne. Er wies unter anderem auf eine Selbstan-kündigung des «Odyssee»-Übersetzers J. H. Voß hin, der einst sein Schüler gewesen war, und fügte hinzu (hier in moderner Orthographie): «Wir beklagen nur, daß Hr. Voß die Freunde der Literatur

durch seine sonderbare, zum Teil sogar grundlose Rechtschreibung der griechischen Namen selbst abschreckt, ungeachtet er dieser Rechtschreibung nicht einmal treu zu bleiben wagt: Denn wäre Härä... richtig, so müßte ja auch Homär, Häsiod... geschrieben... werden. Wird man nicht auch unsfern Heiland Jäus schreiben müssen? Und wo ist der Erweis zu einer solchen Sonderbarkeit? » Diese Bemerkung Heynes scheint verhältnismäßig harmlos, war aber offenbar derart mit Gift geladen, daß sich Voß schwer gekränkt fühlte. So entspann sich ein brieflich und öffentlich ausgetragener Streit, der groteske Ausmaße annahm und in Fambachs Abdruck 95 Großoktavseiten einnimmt. Wie es bei solchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, mischten sich Außenstehende ein, in diesem Falle vor allem Lichtenberg, der gegen Voß zwei ungemein boshafte Attacken ritt («Über die Pronuntiation der Schöpse des alten Griechenlands, verglichen mit der Pronuntiation ihrer neuern Brüder an der Elbe, oder über Beh, Beh und Bäh, Bäh...» sowie «To bäh or not to bäh, that is the question»); Wielands «Teutscher Merkur» suchte die Kampfhähne vergeblich zu trennen. Voß erwiderete, Lichtenberg replizierte, und beider Gefolge begleitete den Streit als parteiischer Chor. Wohlberechnete Tiefschläge wurden ausgeteilt (so etwa, wenn Heyne einen Brief an Voß unterzeichnet: «Ew. Hochedelgeb. gehorsamster Diener», womit er auf Voß' Großvater anspielen wollte, der Landarbeiter und noch leibeigen gewesen war). Die Sache selbst — die (kaum lösbar) Frage nach der ursprünglichen Aussprache des griechischen Vokales Eta (oder nach Voß: Äta) — stand bald im Hintergrund, und Lichtenberg benutzte die Gelegenheit, Klopstock und seinen Anhang zu verhöhnen. Wer weiß, ob die Sache nicht mit Klage oder Duell ausgegangen wäre, hätte nicht Lichtenberg — es war unterdessen 1799 geworden — die Augen für immer geschlossen.

Der moderne Leser verfolgt den Streit mit gemischten Gefühlen — etwa so, wie der «Teutsche Merkur» schon damals kommentierte: dem christlichen Teil des Publikums schauere die Haut und dem unchristlichen

dröhne das Zwerchfell. In der Sache ging es um eine Marotte von Voß, der sich als *praecceptor Germaniae* aufspielte: Die ä-Schreibung hat sich bis heute nicht durchgesetzt, wohl aber der Ersatz der latinisierten griechischen Namen durch die original griechischen, für den Voß ebenfalls eintrat. Aus Lichtenberg spricht einerseits der helle und gesunde Menschenverstand des Weltmannes gegen das hartnäckige «Häufchen der orthographischen Welterlöser», anderseits eine Niedertracht, die er später selbst bereute. Diese Feststellungen wären heute allenfalls wissenschaftsgeschichtlich oder anekdotisch interessant, kristallisierten sich nicht aus den von Fambach meisterhaft rekonstruierten Literaturfehden die ästhetischen Grundsätze der Klassik deutlich heraus. Vor allem aber gewöhnt sich der neutrale Leser von heute sehr rasch ab, «die Klassik» als starre Größe und «die Klassiker» als Olympier zu betrachten. Er ermißt, unter welchen Opfern der Gipfel erreicht wurde und wie sehr die Wanderer der Anfechtung durch ihre allzu menschlichen Schwächen ausgesetzt waren. — Zwei Wünsche bleiben offen. Die Texte sind nicht ganz frei von Druckfehlern (S. 237: Häbbäh statt Häbbäh; 42a statt 24a; Thηbη statt Thη bη); auch wäre es zu empfehlen, zu Beginn eines jeden Kapitels den Kernpunkt des Streites kurz zu umreißen (im Falle Voß: Reuchlins Itazismus und Erasmus' Etazismus), weil sonst die Gefahr der Unübersichtlichkeit besteht.

Romantische Irrlichter

Fambachs III. Band enthält unter anderem auch den literarischen Niederschlag einiger Fehden Herders. Daß der persönliche Umgang mit ihm nicht einfach war, zeigt der unter dem Titel *Jean Paul und Herder* von Paul Stäpf mustergültig herausgegebene «Briefwechsel Jean Pauls und Karoline Richters mit Herder und der Herderschen Familie in den Jahren 1785 bis 1804⁸». Die Beziehungen entspannen sich aus Jean Pauls Bitten um Manuscriptvermittlungen und entwickelten sich zu einem Freundschaftsverhältnis, welches Herder um so teilnehmender zeigt, je mehr er sich Goethe entfremdet. Zwar ist

Herder selbst nur mit achtzehn von 164 Briefen vertreten; doch die Ausgabe bezieht auch die in Herders Auftrag geschriebenen Äußerungen seiner Frau ein. So entsteht zum ersten Male ein lebendiges Gesamtbild der wechselseitigen geistigen und familiären Beziehungen, das auf nahezu siebzig bisher ungedruckten Briefen beruht. Wiederum ist die Sorgfalt der Erläuterungen hervorzuheben, welche durch geschickt gewählte Zitate auch den weiteren Weimarer Umkreis sichtbar machen. Bei der Textrevision ist Stäpf mit Recht konservativ vorgegangen. Wie dieses Verfahren möglich ist, ohne den modernen Geschmack abzuschrecken, zeigt der für einen breiteren Leserkreis bestimmte Abdruck von *Jean Pauls Fleigeljahren* nach Berends kritischer Ausgabe durch Jürgen Jahn⁹: Der Band ist leicht lesbar und zeichnet sich durch ein klares Satzbild aus.

Wissenschaftlich hat sich *Walther Rehm* jüngst wiederholt mit Jean Paul beschäftigt; seine interessante «Studie zur Geschichte des Bösen» über Roquairol, den Gegenhelden im «*Titan*», findet sich in dem Sammelband *Begegnungen und Probleme — Studien zur deutschen Literaturgeschichte*¹⁰. (Die übrigen Aufsätze sind Goethe und Hebel, Brentano und Hölderlin, «Tiefe und Abgrund bei Hölderlin», Alexander von der Marwitz, Kierkegaards «Antigone», Stifters «Waldgänger» sowie Rilke und der Duse gewidmet.) Die umfangreiche Untersuchung über Roquairol ist in bestimmter Hinsicht auch die umfassendste: Greift sie doch nicht nur das Problem des Schauspielertums, des Satanismus und des Nihilismus in der Literatur an, sondern hinüber in den theologischen Bereich, der dem Verfasser seit langem ge- gewäßtig ist. So geht auch von Jean Paul das Zwielicht der europäischen Dekadenz aus, wie Mason es andeutet. Das andere Problem freilich, ob eine Gestalt vom Zuschnitt Roquairols und ihr Schöpfer nicht auch aus den «Besonderheiten der gesellschaftlichen Entwicklung in Deutschland» abzuleiten wären, bleibt hier am Rande, obwohl die Behandlung wahrscheinlich über manche Sonderbarkeit im Werke Jean Pauls wie im Charakter des Bösen Aufschluß geben könnte.

Am Schluß seiner Roquairol-Studie weist Rehm darauf hin, Jean Paul habe Brentano für den «leibhaften Roquairol par excellence» gehalten; er schränkt freilich ein, diese Meinung greife «objektiv gewiß viel zu weit», ziele aber «wenigstens ziemlich genau auf eine Möglichkeit im Innern Brentanos». Liest man unter diesem Aspekt selbst ein recht harmloses Buch wie den «Frühlingskranz», den Brentanos Schwester Bettine «aus Jugendbriefen ihm geflochten», so kann man nur zustimmen: In dem Irrlicht Brentano funkelte auch der Glanz des Bösen. Der stilisierte Briefwechsel der Geschwister ist jetzt wieder in *Bettina von Arnims Werken und Briefen*, herausgegeben von Gustav Konrad, zugänglich¹¹. Zusammen mit dem Buch über die Günderode bildet er den I. Band dieser Neuausgabe; der II. Band enthält «Goethes Briefwechsel mit einem Kinde» sowie «Ilius Pamphilus und die Ambrosia». In zuverlässigen Texten geben die beiden Bände also die vier Briefbücher, auf denen Bettines Ruhm vornehmlich beruht: seltsame Gebilde einer bewußt mythenhaftenden Phantasie, in denen «die geschichtlichen Personen zu Ideen» geworden sind; im Falle Goethes und seiner Mutter um so seltsamer zu lesen, wenn man bedenkt, daß Goethe Bettine, «dieser leidigen Bremse», nebst ihrem Gatten Arnim das Haus verboten hatte, um seine Frau vor ihren bösen Zungen in Schutz zu nehmen. Konrad verspricht, seine Ausgabe solle vollständiger werden als die beiden früheren Ausgaben; doch werden die eigentlichen Raritäten und Neuheiten, welche Bettine als die fortschrittliche soziale Schriftstellerin zeigen, erst im III. und IV. sowie in einem geplanten V. Bande erscheinen. Von besonderem Wert ist der Anhang zu «Goethes Briefwechsel mit einem Kinde», weil er diejenigen Stellen der englischen Übersetzung abdrückt, die in der deutschen Fassung fehlen; auch über die bisherigen Ausgaben, die Entstehungsgeschichte der einzelnen Werke und die kritische Würdigung durch Zeitgenossen und Nachwelt wird sorgfältig berichtet. Doch vermißt der Leser die Erläuterung mancher Anspielung und Dunkelheit im Text, mit der er sich nun selbst plagen muß. Vielleicht entschädigen ihn die

folgenden Bände, in denen die Zeitkritikerin Bettine im Vordergrund stehen wird: Hier sind uns die geschichtlichen Vorgänge zu fern gerückt, als daß wir sie ohne Erläuterungen verstehen könnten.

Anders verhält es sich bei dem durch *Ernst Anrich* besorgten Neudruck der fünf Grundschriften über die *Idee der deutschen Universität* «aus der Zeit ihrer Neubegründung durch klassischen Idealismus und romantischen Realismus» (wobei man übrigens sieht, welchen Schwankungen der Proteus «Realismus» unterliegt)¹². Dieses Buch wendet sich von vornherein an einen Leserkreis, dem die Probleme vertraut sind. Es enthält die einschlägigen Schriften Schellings, Fichtes, Schleiermachers, Steffens' und W. v. Humboldts, die schließlich zur Gründung der Universität Berlin führten und die innere Gestalt der modernen deutschen Universität

entscheidend prägen halfen, welche sich seit 150 Jahren im wesentlichen unverändert erhalten hat. Der gegenwärtige Meinungskampf um mehr oder minder nötige Reformen könnte mit besseren Gründen geführt werden, wenn die genannten Schriften in der Öffentlichkeit als bekannt vorausgesetzt werden dürften.

Horst Rüdiger

¹ Kösel-Verlag, München 1958. ² Hartfrid Voß Verlag, Ebenhausen bei München 1959.

³ Verlag Günther Neske, Pfullingen 1959.

⁴ Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1959.

⁵ Winkler-Verlag, München 1958. ⁶ Verlag

Lambert Schneider, Heidelberg o. J. ⁷ Akademie-Verlag, Berlin 1959. ⁸ Francke Verlag, Bern und München 1959. ⁹ Aufbau-Verlag, Berlin 1958. ¹⁰ Francke Verlag, Bern 1957,

¹¹ Bartmann-Verlag, Frechen 1959. ¹² Hermann Gentner Verlag, Darmstadt 1956.

AFRIKA-LITERATUR

Es ist kaum übertrieben, Lord *Haileys African Survey* als das Standardwerk über die politischen, sozialen und wirtschaftlichen Probleme des gegenwärtigen Afrika zu bezeichnen. Dieses umfassende, über 1600 Seiten starke Buch, das erstmals 1938 herausgekommen war, erschien 1957 in seiner erweiterten und großenteils neu geschriebenen zweiten Auflage in der Oxford University Press. Es reicht bis 1956 — und ist im einzelnen doch schon überholt, denn wenn darin von nur zwei gänzlich unabhängigen afrikanischen Staaten im Raume südlich der Sahara die Rede ist, so gibt es heute, drei Jahre nach der Vollendung des Werks, schon deren 18. Gerade das atemberaubende Tempo, mit dem sich Afrika vorwärtsbewegt, läßt uns den Wert dieser monumentalen Arbeit bewußt werden, die zum zweitenmal im Laufe von 20 Jahren ein wissenschaftlich getreues Bild des rasch sich wandelnden Kontinents vermittelt. Die 24 Kapitel von Haileys «Study of problems arising in Africa south of the Sahara» sind den Teilgebieten der afrikanischen Wirklichkeit gewidmet (zum Bei-

spiel der Bevölkerungsstatistik, den Sprachen, den Regierungssystemen, den Rechts-, Steuer- und Arbeitsfragen, der Minen-, Land- und Forstwirtschaft, dem Gesundheitswesen und der Forschung), und zwar in der Weise, daß nach einer bestimmten Ordnung die verschiedenen Länder Revue passieren. Dadurch eignet sich das Werk, das zudem mit einem umfangreichen Schlagwortregister versehen ist, wie kein zweites zum Nachschlagen, wobei es sowohl über die Länder wie über die Sachgebiete Aufschluß gibt. Der Wert von Haileys Überblick beruht vor allem auch auf dem Umstand, daß sämtliche neueren Forschungen — etwa auf dem Gebiete der Rassenkunde, der Archäologie, der Bodenbebauung — mit in die Darstellung einzbezogen und in einem auf das Wesentliche sich beschränkenden bibliographischen Apparat verzeichnet sind. Nicht zuletzt ist *An African Survey* auch deshalb unentbehrlich, weil Hailey die Grenzen und Lücken der Forschung festhält, weil er bei allem Reichtum an statistischem Material, das er verarbeitet hat, auf die Fehlerquellen der Statistik

aufmerksam macht. Das Buch sollte im Hinblick auf die von Jahr zu Jahr wachsende Bedeutung Afrikas in keiner wissenschaftlichen öffentlichen Bücherei fehlen.

Hans de Boer, der seine Begegnung mit der Welt der Farbigen in dem Reisebericht *Unterwegs notiert* niederlegte, ist ein christlicher Abenteurer¹. Er fährt im Auftrag einer deutschen Firma nach Südwestafrika, aber durch das Mitansehen der Leiden Afrikas gezwungen, muß er sich auf die Rassenfrage persönlich einlassen. Er bleibt zunächst in Südafrika, verdient sich das Geld zur Weiterreise nach Kenia, geht während der Mau-Mau-Unruhen unbeschützt und waffenlos ins Lager der Aufständischen, reist dann zur Weltkonferenz des CVJM nach Indien, besucht die Christen in Rotchina und kehrt über Australien und Amerika nach Europa zurück. Am eindrucksvollsten sind die Schilderungen vom Besuch bei den Mau-Mau, vom Hunger in Indien, von den chinesischen Christen. Man kann de Boer die höchste Anerkennung für seine Zivilcourage nicht versagen. Hier endlich wagt ein überzeugter Christ, Farbigen auf gleicher Stufe gegenüberzutreten, mit Indern zu leben und zu hungern, die Verbindung zu Gleichgesinnten hinter chinesischen Mauern zu schlagen. Die Tore öffnen sich, das Ungeheure wird Wirklichkeit: die christliche Liebe siegt. «Das Band, das der gemeinsame Glaube um uns schlingt, erscheint mir stärker als alle Vorurteile der Rasse und Hautfarbe.» Trotzdem lassen sich die Mängel von de Boers Darstellung nicht übersehen. Sachlich stimmt nicht alles, was er schreibt, und der unbedingte Glaube an Nehru und dessen angebliche Politik der Gewaltlosigkeit ist etwas naiv. Der Pazifismus, wie ihn de Boer fordert, bedeutet Verzicht auf Selbstverteidigung und damit, mindestens in der ersten Runde, Preisgabe an die Sowjets. Dennoch ist das Buch lesenswert, weil es zu ernsthaftem Nachdenken über wichtigste Gegenwartsfragen zwingt.

Afrika, Land meiner Väter, von *Era Bell Thompson* ist in gewissem Sinn das genaue Gegenteil von «Unterwegs notiert»². Die amerikanische Negerjournalistin lernt den dunklen Erdteil fast ausschließlich vom Flug-

zeug und Hotelzimmer aus kennen. Und so oft sie dem eigentlichen Afrika begegnet, erlebt es ihr ähnlich wie Richard Wright, als er die Goldküste besuchte: sie wirkt befremdend und fühlt sich befremdet. Era Bell Thompson will Afrika eigentlich gar nicht erkennen; sie will nur registrieren, was ihr in Afrika zustoßt, ihr persönlich, der schwarzen amerikanischen Bürgerin in dem von weißen Kolonisatoren beherrschten «Land ihrer Väter». Der Bericht ist also in doppelter Hinsicht subjektiv: die Gespräche der Verfasserin mit Afrikanern und Weißen sind als Ausschnitt aus Afrikas öffentlicher Meinung interessant, aber es fehlt die kritische Wertung und das Wissen, das eine solche erlauben würde; und der wahre Mittelpunkt bleibt auf dieser ganzen Reise durch West-, Süd- und Ostafrika immer die Autorin selbst. Sie dramatisiert ihre Erlebnisse mit Paß- und Einwanderungsbehörden und läßt den Leser fühlen, wie heilfroh sie war, als sie, die anspruchsvolle amerikanische Reporterin, dem garstigen Afrika den Rücken kehren und in das tatsächliche Land ihrer Väter, die Vereinigten Staaten von Amerika, zurückkehren durfte. Era Bell Thompson zeigt durch ihre Darstellung vor allem, daß die unterschiedliche Haltung der europäischen Mächte zur Rassenfrage im wesentlichen nur täuschender Schein ist. Die Rassenschanke erweist sich in Afrika als allgemein gültiges Prinzip der Lebenshaltung.

«Land meiner Väter» ist ein Stimmungsbild vom gegenwärtigen Afrika — aber nicht mehr; ein Stimmungsbild vom vergangenen Afrika der Vorkriegszeit und darüber hinaus eine kritische Auseinandersetzung mit den weißen Treuhändern vermittelt der intelligent geschriebene Roman *Dunkler Wind* von *Gerald Hanley*³. Sein Thema ist der «verheerende Einfluß» Afrikas auf die Weißen, und Hanley hat, um die Entartung seiner Landsleute zu schildern, einen besonders stickigen Winkel im giftig-grünen Dschungel von Tanganjikaland als Schauplatz gewählt: Mambango. «... mit Mambango war es etwas Besonderes; es tat den Leuten etwas Entscheidendes an. Die Säufer soffen mehr, die Asketen wurden noch asketischer, die Sinnlichen noch sinnlicher und die, die eine Nei-

gung zur Verschrobenheit hatten, wurden ihrer selbst von Tag zu Tag unsicherer.» Afrika, will Hanley damit sagen, bringt das wahre Gesicht des Menschen zum Vorschein. Das Motiv der Handlung bildet die Vorbereitung einer üppig-blöden Festlichkeit am Heiligen Abend. Denn es muß ja in dem Leerlauf etwas «geschehen». Von dem, was wirklich geschieht, von der Veränderung der Afrikaner, davon, daß der «dunkle Wind» weht, legt sich die Gesellschaft Mambangos erst Rechenschaft ab, als es zu spät ist, als die unzufriedenen Gebildeten, die «Mission-Boys», das Volk aufwiegeln. «Komisch, wenn wir daran denken, was für ein friedliches Dasein wir all die Jahre geführt haben, und nun plötzlich taucht so etwas auf. In einem Narrenparadies haben wir gelebt...» Verrottet, von Fäulnis, Krankheit und Verschrobenheit befallen, ist die Welt der Weißen von Mambango. Der körperlich Gesunde leidet an Sinnlichkeit und Charakterschwäche, an Überempfindlichkeit und geistiger Stumpfheit, und wer geistig gesund ist, stirbt an Krebs. Hanley kritisiert mit schonungsloser Offenheit die Unehrlichkeit

und innere Schwäche der britischen Überseer. «Die Liebe zur eigenen und der Haß gegen die andersartige Haut war die tödliche Seelenpein des ganzen Imperiums... Das Kolonialproblem war seit über hundert Jahren privat in den Betten von Lagos bis Singapur gelöst worden, doch in den Klubs... wollte man das nicht wahrhaben...» «Dunkler Wind» ist ein scharfsinniger Roman, ein Roman, der die Fehler der Vergangenheit aufzeigt und damit ein gutes Teil von Afrikas Gegenwartsproblemen erklärt. Aber «Mambango» ist nicht Afrika. Nicht alles Europäische in Afrika ist verrottet, denn sonst hätte schon jetzt der letzte Weiße den afrikanischen Boden verlassen müssen. Was Hanley skizziert, ist die Karikatur einer Kolonialgesellschaft von gestern, die Fratze einer sterbenden Weltordnung.

Peter Sulzer

¹ J. C. Oncken, Kassel, 1956. ² Hermann Klemm, Freiburg i. Br., 1954. ³ Wolfgang Krüger Verlag, Hamburg, 1957.